

Herkunft Schweiz

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1991)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herkunft Schweiz

Von Dr. Renate Bebermeyer

Es gibt sie, die Wortexporte aus der Schweiz. Zu diesen unauffälligen Schenkungen an die deutsche Schriftsprache gehören zum Beispiel

Putsch

Was hat der Putsch mit der Schweiz zu tun? Nichts. Militärputsch, Putschversuch in . . . , «weicher Putsch in Jugoslawien». Ort des Putschgeschehens? Fast überall – nur nicht in der Schweiz. Das Wort aber kommt geradewegs von da. Ein Wort, ins schriftsprachliche Exil geschickt, in den Wortemüll der Hochsprache entsorgt – weil man es nicht mehr brauchte? Ernsthaft: Der Wortasylant gilt um 1920 als schriftsprachliches Modewort. Der Putsch, der «politische Handstreich», ist durch die Volksaufstände der 1830er Jahre in der Schweiz in die breite sprachliche Öffentlichkeit gedrungen. (Vgl. auch zusammenputschen = aufeinanderstoßen. Das Wort hat vielleicht Gemeinsames mit engl. to push = stoßen [Schriftl.])

Nachweisbar ist der Schweizer Wortbürger in seiner Heimat seit dem 15. Jahrhundert. Die etymologische Herkunft des «heftigen Stoß, Knall» bedeutenden Wortes ist nicht geklärt; am wahrscheinlichsten ist ein lautmalender Ursprung. Zusammen mit dem Putsch kam putschen in der Schriftsprache an; aufputschen im Sinne von «aufhetzen» gesellte sich hinzu. Dieses «Ablegers» nahm sich die Umgangssprache, die alles «Neumodische» gierig aufgreift, in besonderer Weise an: Sie schob ihm die Bedeutung «durch Medikamente erregen» unter. Ein Aspekt, der im letzten Jahrzehnt so traurige «Modernität» erlangte, daß sich Aufputschmittel als schriftsprachlicher Begriff verfestigte.

Der «alte» Modebegriff Putsch beschreibt kriegsähnliche Handlungen, Wirren, in die Unschuldige verwickelt werden können. Das neumodische Aufputschen ist der Schlag, den der Mensch sich selbst versetzt, ist gewissermaßen der höchste individuelle Putsch im Alleingang. Beide Begriffe zusammen beschreiben ein großes und trauriges Kapitel menschlichen Agierens und Reagierens.

Staunen

Bauklötze staunen, Backobst staunen oder Preßkolben . . . gilt als typisch berlinerisch. Das ist gleichsam nur die halbe Wahrheit, denn staunen ist Importware aus der Schweiz. Bei Albrecht von Haller (1708–1777) ist zu lesen: «Dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiß. Es ist die Wurzel von erstaunen und bedeutet rêver, ein Wort, das mit

keinem anderen gegeben werden kann.» Schnell hat sich der zunächst vorwiegend literarische Begriff (Haller, Voß, Uhland) in der allgemeinen Schriftsprache eingebürgert und rasch auch umgangssprachliche Beliebtheit erlangt: Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich; da staunt er wie der Regenwurm...

Erstaunen, das heute auch noch in erstaunlich weiterlebt, wurde früher übernommen, und ist auch in der Schweizer Heimat früher faßbar. Das Zürcher Neue Testament etwa benutzt 1529 in Apostelgeschichte 2,7 erstaunen, während es in der Lutherbibel heißt: «Sie entsatzten sich aber alle / verwunderten sich / und sprachen untereinander».

Grundlage des erstaunlichen Wortes ist das alemannische *stunen* = träumend vor sich hinstarren, dessen Grundbedeutung wohl in starr sein zu suchen ist. Auch das Mittelniederdeutsche kennt den Begriff in der Bedeutung sich widersetzen. Die übergeordnete Wortfamilie ist wahrscheinlich die große indoeuropäische Sippe *stehen* – was uns inhaltlich sofort schlüssig erscheint: starr vor Staunen.

Als sich das Wort noch fast ausschließlich in literarischen Kreisen bewegte, zog es den Dativ nach sich: Ich staune dem Wunder (Goethe); Ich staune dir (Voß). Auch mit dem Genitiv kam es vor: Wie ich des Schauspiels staune (Kleist).

Früher staunte man offensichtlich öfter als heute: «Unverwandt staunte es (= das Gericht) vor sich hin auf die Wellen». «Er staunte auf sein Leben zurück» – heute blickt man da nur noch. Weil ob all dem Sensationellen der Blick für das wirklich Erstaunliche verlorengegangen ist?

In die Pflicht nehmen

Die Redewendung in die Pflicht nehmen gilt, wenn man einer einschlägigen Duden-Dokumentation glauben darf, als «typisch schweizerisch». Besser: als typisch für die schweizerische Variante der deutschen Schriftsprache. Das war 1971. Gegenwärtig aber gehört die Floskel zum Kreis der plötzlich vielgenutzten Modewendungen der in Deutschland gängigen Mediensprache. Und niemand denkt dabei an die Schweiz. Die statussymbolträchtige Formel hat im Augenblick eine dynamische und eine statische Aussageseite: Sie kann den Vorgang aus der «Täter»- oder aus der «Opfer»-Perspektive beschreiben und einen Zustand benennen. Die Variante aus der «Täter»-Perspektive nennt einen Handlungsträger, der andere zu etwas verpflichtet, sie an ihre Pflicht mahnt, sie zu pflichtgemäßer Betätigung heranzieht: «Die Regierung wird den Umweltminister in dieser Angelegenheit in die Pflicht nehmen». «Wir Gewerkschafter werden die Arbeitgeber hier und heute energisch in die Pflicht nehmen.»

Hinter dem schönen Schein tatkräftigen Handelns verbergen sich häufig rein rhetorische Absichtserklärungen. Solcher Art wird die Feststellung eines Handlungsbedarfs wirksam formuliert, während das Handeln selbst an andere abgeschoben wird. Dem Betroffenen wird schön verpackt ein lästiges Pflichtprogramm serviert. Besonders wirkungsvoll ist es, wenn man ein autoritatives Abstraktum zum «Dienstvorgesetzten» des «Opfers» macht: «Die Geschichte wird jetzt die bundesdeutschen Unternehmer in die Pflicht nehmen». Man hat sich hier vornehm «zurückgenommen» (wie es neuerdings statt sich zurückhalten heißt) und dennoch «Klartext» gesprochen. Anders, wenn die Stellungnahme von der Seite des «Opfers» kommt. Die wohlüberlegte Passivität hat ihre funktionalen Gründe: «Meine Partei hat mich in die Pflicht genommen». «Wenn ich für diese wichtige Aufgabe genannt werde, werde ich mich selbstverständlich in die Pflicht nehmen lassen.»

Hier kann es um ein wirkungsvolles Understatement gehen: Man tut ganz einfach seine Pflicht als «Parteisoldat» – natürlich unter Zurückstellung persönlicher Wünsche: Dienstverpflichtung statt Selbstverwirklichung. Zum andern aber läßt sich dieserart der Wunsch, die Erwartung, der Anspruch, be- und gerufen zu werden, geschickt lancieren.

Wenn es um generelles, gleichsam immerwährendes Pflichtbewußtsein geht, bewährt sich die Variante: sich in die Pflicht genommen sehen / fühlen. «Das Europadiplom ist eine Ehre, durch die man sich in die Pflicht genommen fühlt». «Gerade wir Großkonzerne sehen uns moralisch in die Pflicht genommen.»

Wenn einer in die Pflicht genommen wird, ist er gleichsam im Status der Dienstverpflichtung: er *ist* in der Pflicht: «Die Aufsichtsräte der Chemieindustrie sind jetzt in der Pflicht». «Auch die Bundesrepublik ist im Irak in der Pflicht.»

Wie immer im wortmodischen Bereich kommt es auch hier zu kompositionalen Erweiterungen, die zusätzliche «informative» Momente in geraffter Form einbringen: In die Solidaritätspflicht nehmen, in die UNO-Pflicht, in die Steuerpflicht, in die Beratungspflicht usw. nehmen.

Wortmoden haben aber auch immer zwangsneurotische Komponenten: Modewörter «müssen» angewendet werden. Sie sind die Statussymbole derer, die die Sprachkompetenz beweisen wollen, die sie ihrem Image schuldig zu sein glauben: «Durch die ausufernde Unterschützstellung von Ensembles und Gebäuden verzichtet die kommunale Verwaltung, sich selbst in die Pflicht zu nehmen.» «In diesem Dokumentationsspiel bekam jeder eindrücklich vorgeführt, wie das Heilige Römische Reich deutscher Nation von Augsburg in die Pflicht genommen wurde und umgekehrt». «Meine Damen und Herren, lassen Sie sich von der Heiterkeit der angebotenen Stücke in die Pflicht nehmen!»

«Ich kann Schweizerdeutsch: O diese schönen Berge, ch, ch, ch» - Scherzchen dieser Art haben ausgedient. Nun heißt es einfach «oder?». Für den durchschnittlichen deutschen Fernseher ist diese ausschließende Konjunktion zum Soforterkennungszeichen für *den* Schweizer geworden, gewissermaßen zur Echtheitsprüfung auf den ersten Blick, zur unfehlbaren Prima-vista-Diagnose. Dank Emil (Steinberger). Vier Buchstaben die zum Charakteristikum wurden, obwohl überflüssige Satzanhängsel im Grunde genommen nichts Besonderes sind. Doch können sie durchaus typisch sein. Da gibt es im deutschsprachigen Raum das bekräftigende oder fragende «nicht, nich(t) wahr, nicht(t) wahr nich(t)» der «Nordlichter» und das «gelt, gelle, gell» des «Originaltons Süd» (das eigentlich die verkürzte Form der 3. Person Singular Konjunktiv von gelten ist: es möge gelten). Im Süden des Sprachraums kommt auch das «oder» vor. Ausgehend von Sätzen mit Fragepronomen wie: «Du hast jetzt genug, oder?», wo man wartet, ob der Angesprochene vielleicht doch einen Einwand macht, hat es sich ins Rhetorisch-Floskelhafte verflüchtigt und sich zugleich wie Gas im Raum ausgedehnt.

Nach subjektivem, aber verallgemeinertem Hör-Eindruck benutzt der Schweizer «oder?» (in dem, wie das Gotische beweist, auch unser «doch» steckt) häufiger als der Süddeutsche, Emil aber, Emil, *der* Schweizer, benutzte es immer – und das ist der springende Punkt, der es zum Renner machte in Sachen Schweizerdeutsch. Kommt Emil, kommt «oder» – oder? Eine Wortwinzigkeit, in der Identität liegt.

Sprache hat auch und gerade heute einen hohen Unterhaltungswert. Schwänke lebten schon immer von Wortverdrehungen, Bedeutungsverchiebungen, «Sprachfehlern». Heute bestreiten Fernsehshow-Moderatoren mit Witzworten und Wortwitzchen ihre Sendezeit. Von Kabarettisten erwartet man ironische Wortarbeit. Von *einem* aber erwartete man immer und immer wieder das eine kleine Wörtchen. Faszinierend. Oder?

In eigener Sache

Vorauszahlung des Jahresbeitrages oder der Bezugsgebühr

Wer die Zustellung des blauen Zahl-scheines durch die SKA nicht abgewartet hat und also den Betrag von 45 Franken mit dem grünen Einzahlungsschein auf unser Postkonto 80-390-3 eingezahlt hat, mag sich är-

gern, wenn er hinterher noch einmal zur Bezahlung aufgefordert wird. Dies ist ein technisches Problem, das aus praktischen Gründen nicht geändert werden kann. Wir bitten die schnellen Zahler um Entschuldigung und zugleich auch darum, das nächstemal den blauen Schein abzuwarten.
ck.